

# Grapschen, Fummeln, Atemnot und Herzstillstand

Gäbe es das Krankenhaus nicht, wo geboren und gestorben, gehofft und verloren, geweint und gelacht, gestohlen, geschlagen, gesoffen und gehurt wird – das Fernsehen wäre tot!

Es ist nicht nur die Dramatik von Atemnot und Herzstillstand, die uns reizt. Auch das Verhältnis von Tätern (Ärzten) und Opfern (Kassenpatienten) ist schön anzuschauen. Die Unzucht mit Schutzbefohlenen («Ich habe ihnen zwar keinen Schrittmacher ins Herz, aber einen Schrittzähler ins Knie eingebaut»), das Simulanten, das Erschleichen von Streicheleinheiten durch Schwesternschülerinnenhände fesseln uns an den Apparat.

Im DDR-Fernsehen begann es einst, tief in den Siebzigern, mit der tschechischen Serie »Das Krankenhaus am Rande der Stadt«. Das war damals ungeheuerlich: Die Nachtschwester als Lustobjekt resignierter Chirurgen. Eigentlich hat sich seit damals nicht viel geändert. Nur dass buchstäblich auf jedem Sendeplatz mindestens eine Krankenhausserie läuft, auch im kuwaitischen und honduranischen TV. Ob wir nun im amerikanischen »Emergency Room« zugucken, wie irre arbeitsteilig eine Notaufnahme funktioniert – praktisch nicht anders als beim KDD, dem Kriminaldauerdienst: Dort wird manchmal ein Vergewaltiger im Verhörzimmer vergessen, in der Notaufnahme gehen Gliedmaßen verloren bzw. wird einem weißen Kassenpatienten, der in die Säge gegriffen hatte, eine schwarze Hand »wieder« angenäht ... Oder ob wir einer Horde wehender Weißkittel zuschauen, die unter Führung eines Professors Sauerbruch zur Visite schreiten – alles schon mal dagewesen.

Die deutschen Serien haben es jedoch schwer, sich im OP zu behaupten. Denn in Amerika ist das Gesundheitswesen schon viel weiter als bei uns, ist cooler und vor allem lustiger. Nun wagte es RTL erneut, die Amis auf Skalpell und Knochensäge herauszufordern. Schlau gemacht: Mit »Doctor's Diary« wurden zwei beliebte TV-Hausfrauen-Formate zusammengemischt. Heraus kam eine Krankenhausserie als Groschenroman. Deftiger Pubertätshumor, in dem immer wieder Schwellkörper eine Rolle spielen, und blutige Operationen am lebenden Objekt fesseln inzwischen eine wachsende Fangemeinde. Manchmal wird es auch richtig schön schwarz. Die grobe Verletzung der Pietät, der Totenruhe und hygienischer Grundstandards (Patientenurin im Zahn-

putzbecher) sind der neueste Schrei in turbulenten Klinik-Serien. In »Doctor's Diary«, zweite Folge, wurde ein abgesägter Finger fröhlich auf dem Hof des Hospitals im sogenannten »Gewebemüll« (Föten, Füße, Furunkel) gesucht – und glücklich gefunden.

Margarete Hase, genannt »Gretchen«, ist die leidende, kämpfende, schmachtende Hauptfigur auf Facharztniveau. Sie ist allerdings selber unheilbar vorgeschädigt – nämlich mollig (ständig abspringender Arztkittelknopf über dem stattlichen Busen) und romantisch, wo doch berufsbedingt Zynismus angesagt ist. Sie ist vom Ehrgeiz getrieben, der Männerwelt zu beweisen, dass sie leichter flachzulegen ist, als man auf den ersten Blick annimmt, und flotter operieren kann, als ein ausgewachsener Metzger ein Schwein zerlegt.

Mit Sätzen wie »Ich bin auch nur eine Frau« zeigt sie ihren Zuschauerinnen, dass sie eigentlich eher ins Bett als in den OP gehört. Ihre Gegenspielerinnen im Team sind zumeist vertrocknete Neurotikerinnen, die ihre Restleidenschaften mit Holunderblütentee herunterspülen, oder lesbisch. Unser Frauenbild ist im Wandel! Und Gretchen ist eine von uns: hochgebildet, ehrgeizig, Leistungselite, Tochter des Klinikchefs – und doch auch geschlagen mit Frustfressattacken. Und ein bisschen zu sentimental, wie wir Zuschauer auch. Sie weint noch immer, wenn ein Patient hops geht ... Aber sie ist auch Herr ihrer Triebe: Als es dann endlich doch zum Sex zwischen ihr und dem arroganten, erektilen Oberarzt im Schichtdienst kommen soll, beißt sie die Schenkel zusammen. Professorentochter lässt sich nicht einfach so knallen, selbst wenn sie gerne wollte.

Grapschen, Fummeln, Penetrieren. Im Begleitprogramm leiden und sterben Menschen, die dieses Sündenbabel für eine Klinik gehalten haben. So auch in den nächsten Folgen. Bis Gretchen schließlich den Mann dauerhaft gebunden hat, nach dem sich ihr Herz sehnt und der besonders einfühlsam, weil – oh, Drehbuch! – Gynäkologe ist.

Gretchens Schlachthaus ist die blanke Parodie auf ein Krankenhaus. Wem das zu viel ist, der muss es bleiben lassen. Bei »In aller Freundschaft« (MDR) herrscht der blanke Realismus. Die Serie läuft seit beinahe zehn Jahren in der ARD in der Primetime, hat 400 Folgen erreicht und ist damit die langlebigste in diesem Programm. Sie

erreicht rund sechs Millionen Zuschauer einschließlich aller Osis ab Mitte 40 mit Fernsehanschluss.

Mit Dr. Heilmann sind wir nicht nur Chefarzt, sondern auch zehn Jahre älter geworden. Das verbindet. Am Anfang war es manchmal eine furchtbare Stümperei. Aber die Bücher und Regisseure wurden besser, und heute sind manchmal richtige humoristische Kleinodien und – für schauspielernde Seriengäste – Paraderollen dabei. Und die Schauspieler haben sich gemausert. Maren Gilzer, einst als »stumme« Glücksrad-Fee von Sat.1 von der Presse gemobbt, kann nicht nur sprechen, sondern inzwischen auch soviel spielen, dass sie neulich ein Kind adoptieren durfte. Nur Pia bleibt immer Pia. Thomas Rühmann hat einen schönen, trockenen Witz. Leider wird er nach einem möglichen Ende seiner Medizinerkarriere nichts mehr finden. Zum Ausgleich spielt er im eigenen winzigen Theater im Oderbruch wildes Zeug.

Sarah Marquardt (Alexa Maria Surholt), die Verwaltungsdirektorin der Klinik, verkörpert sozusagen das kapitalistische Prinzip in diesem sozialistisch-sächsischen Heldenkollektiv, das Benito Wogatzki (»Meister Falk«) nicht besser hingerichtet hätte. Sie macht das so dreist und dabei so linkisch, dass man sie manchmal richtig gern haben kann. Außerdem tappt sie, intrigant, wie sie ist, in manche Falle und Würde – auch wenn sie das bestritte – gern geliebt werden. Leider deutet sich in den letzten Folgen an, dass diese Sympathieträgerin aus der Serie herausgeschrieben werden soll, so wie den Autoren schon Heilmanns Tochter und Schwiegersohn sowie Fred Delmare zum Opfer gefallen sind.

Schließlich gibt es im Klinikumfeld Ursula Karusseit: eine große Schauspielerin, eine Komödiantin, die natürlich weiß, was eine »Wurzen« ist. Sie bringt Humor ein, der gar nicht im Buche steht. Angeblich große Rollen in ihrem Alter spielen im deutschen Fernsehen nur die mimisch mumifizierten Thekla Carola Wied, Christiane Hörbiger und Uschi Glas. Da kann die Karusseit fast froh sein, nicht dabei sein zu müssen.

Alles in allem: Der MDR hat zwar mit seiner musikantischen Volkstümlichkeit die Koboldisierung der Thüringer und Sachsen vorangetrieben. »In aller Freundschaft« aber ist gut, wahrscheinlich das Beste, was er hervorgebracht hat.

FELICE VON SENKBEIL